

Tommy Orange: „Verlorene Sterne“

Amerikas historische Wunde

Von Sigrid Löffler

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 01.10.2024

Der US-Autor Tommy Orange gehört dem Stamm der Cheyenne und Arapaho an. Mit seinen beiden Romanen „Dort, dort“ und „Verlorene Sterne“ ist er zur kraftvollen literarischen Stimme der amerikanischen Indigenen geworden.

Vor sechs Jahren erschien in den USA ein seither vielgelesener Roman, der ein gerne verdrängtes Thema neu ins amerikanische Bewusstsein rückte: den jahrhundertelangen Vernichtungskrieg, den die europäischen Einwanderer gegen die angestammten Ureinwohner Nordamerikas führten. „Dort, dort“ war das vielfach preisgekrönte Roman-Debüt des Autors Tommy Orange, Jahrgang 1982, der dem Stamm der Cheyenne und Arapaho angehört.

Im Roman „Dort, dort“ und im jetzt erschienenen Folge-Band „Verlorene Sterne“ macht Tommy Orange seine ethnische Identität als Native American zu seinem literarischen Thema und gibt den Indigenen eine kraftvolle literarische Stimme. Sein Hauptaugenmerk gilt dabei jener Generation von „Urban Indians“, die in den letzten fünfzig Jahren das elende Dasein in den Indianer-Reservaten aufgaben, um in den Städten Arbeit und ein besseres Leben zu suchen.

Problematische Begrifflichkeit

Aber ist die Bezeichnung „Indianer“ nicht problematisch? Ist es überhaupt zulässig, von „Indianern“ zu sprechen, wenn man selbst keiner ist? Tommy Orange lässt eine seiner indigenen Romanfiguren diese Frage beantworten:

„Okay, heute sagt eigentlich keiner mehr Indianer. Normalerweise sagt man seinen Stamm. Also, ich bin Cheyenne, also sage ich das. Aber mir persönlich ist es eigentlich egal, wie du uns nennst. (...)
Das ist doch sowieso alles Schwachsinn. Ob man es nur sagt, wenn man es selber ist, ob man es sagt, wenn man es nicht ist, oder ob man aus welchem Grund auch immer sagt, dass man irgendwie Indianer ist. Kein Indianer von damals, als sie uns das erste Mal so genannt haben, würde uns heute noch als Indianer erkennen. So hätten sie sich selber überhaupt nicht genannt. Sie hatten ja ihre eigenen Sprachen und Namen für alles. Genau

Tommy Orange

Verlorene Sterne

Aus dem Amerikanischen
von Hannes Meyer

Verlag Hanser Berlin, Berlin

304 Seiten

26 Euro

wie sie ja auch in Afrika all ihre verschiedenen Länder mit eigener Geschichte haben und doch alle Afrikaner sind.“

Und doch benutzt der Erzähler ständig den Begriff „Indianer“, auch, um an die gemeinsamen historischen Erfahrungen zu erinnern. In der ersten Hälfte jedes seiner beiden Romane rekapituliert Tommy Orange im Schnelldurchgang die Leidensgeschichte der nordamerikanischen Ureinwohner in ihrem vergeblichen Kampf gegen die europäischen Einwanderer – von der Vertreibung aus ihren angestammten Territorien über die Massaker an den rebellischen Stämmen der Prärie-„Indianer“ bis zur erzwungenen Assimilation, die die Indigenen vor das Dilemma stellten, entweder in der überlegenen Zivilisation auf- oder unterzugehen:

„Dieser Krieg hat länger angehalten, als es die USA heute gibt. Dreihundertdreizehn Jahre. Und nach all dem Töten und Vertreiben und Versprengen und Wieder-Zusammentreiben von Indianern, um sie in Reservate zu sperren, und nachdem die Bison-Population von rund dreißig Millionen auf ein paar Hundert Wildtiere zusammengeschoßen war, schließlich bedeutete ‚jeder tote Bison einen Indianer weniger‘, kam ein neuer politischer Slogan für das Indianerproblem auf: ‚Den Indianer töten, um den Menschen zu retten.‘

Als die Indianerkriege langsam abkühlten, als Landraub und Selbstverwaltung der Stämme zu bloßer Bürokratie wurden, steckte man die Indianerkinder in Internate, wo man ihnen beibrachte, was alles am Indianer-Sein falsch war. Damit aus ihm ein Nicht-Indianer im Sinne dieser Schulen wurde, tötete man den Indianer, um den Menschen zu retten.“

Tragische Ereignisse erzählt im lässig-abgebrühten Ton

Cooler ist dieser pathos-gefährdete Stoff noch nie erzählt worden. Der Autor vermeidet alle Klage-Rhetorik, sondern behandelt die historische Katastrophe mit grimmigem Sarkasmus. Damit ist der lässig-abgebrühte Ton gesetzt, in dem Tommy Orange vom schwierigen Leben einer Handvoll „städtischer Indianer“ und deren Familien in seiner Geburtsstadt, dem kalifornischen Oakland, erzählt. Sie sind gezwungen, ihr Dasein auf und in dem Land zu fristen, das ihnen weggenommen wurde. Im Debütroman proben sie dagegen den Aufstand, gipfelnd 1969 in der historischen Besetzung der ehemaligen Gefängnisinsel Alcatraz, an der Tommy Orange etliche seiner Romanfiguren teilnehmen lässt.

Seine Figuren kämpfen nicht nur gegen Armut und Arbeitslosigkeit. Fast alle sind und waren eine Zeitlang suchtkrank, seien es Nikotin, Alkohol oder Drogen. Die Familien sind zerstückelt, die Männer hauen irgendwann ab und überlassen es den Frauen, sich und die Kinder durchzubringen und so etwas wie ein Familienleben zu improvisieren.

In beiden Romanen geht es vor allem um die Enteignung des historischen Gedächtnisses der Ureinwohner und um die Versuche, an die gewaltsam abgerissene Geschichte der Native Americans wieder anzuknüpfen und ihre verschütteten indianischen Traditionen, die Stammessprachen, Zeremonien, Tänze und Gesänge, wiederzubeleben. Allerdings immer in dem Bewusstsein, selbst gar keine „echten Indianer“ mehr zu sein. Sie veranstalten sogenannte „Powwows“, Traditions- und Brauchtumstreffen, auf denen viel getrommelt und getanzt wird, und wissen doch, dass sie sich bloß für ein Folklore-Event verkleidet und mit Federn geschmückt haben.

Vorhersehbare Suchtgeschichte

Bei einem solchen „Powwow“ in Oakland kommt es zu einer Schießerei mit vielen Toten und Verletzten. Eine der Hauptfiguren, der Teenager Orvil Red Feather, wird angeschossen und schwer verwundet. Im neuen Roman „Verlorene Sterne“ erfahren wir nun mehr über Orvils Herkunft aus den Familien Bear Shield und Red Feather und darüber, wie es mit dem Jungen nach dem Powwow-Anschlag weiterging. Erzählt wird im Wesentlichen Orvils Suchtgeschichte.

Es beginnt damit, dass dem Jungen, der einen Steckschuss abbekommen hat, gegen die Schmerzen viel zu starke Morphiumtabletten verschrieben werden. Bald erhöht er eigenmächtig die Dosis:

„Ihm kam der Gedanke, dass er süchtig wurde. Das Wort war ihm nicht fremd. Diesen Vorwurf hatte er schon in Bezug auf Videospiele und sein Handy und Bildschirme im Allgemeinen gehört. Und er wusste, dass er von Süchtigen abstammte. In seinem Fall war ihm schon vor seiner Geburt die Sucht eingestochen worden. Von seiner Mom mit Nadel und Heroin.“

Von da weg eskaliert Orvils Sucht nach dem allbekannten Muster. Am Ende stehen eine Überdosis und ein qualvoller Entzug. Das alles wird sehr anschaulich beschrieben, und ist doch nur allzu vorhersehbar. Schade, dass Tommy Orange seinem furiosen Roman ein derart flaes Ende zgedacht hat.